HEYNE

Zum Buch

Beim Durchwühlen der Gefriertruhe stößt Bernie Karp zwischen Tiefkühlpizzas und Kotletts zufällig auf einen Eisblock, in dem ein bärtiger alter Mann eingefroren ist. Ein Rabbi, wie seine ihm erklären, der innerhalb der Familie als eine Art Talisman über Generationen weitergereicht wurde.

Bei einem Stromausfall taut der Rabbi auf und erwacht zu neuem Leben. Der aus der Zeit gefallene heilige Mann entwickelt ungeahnte Energien und entdeckt lukrative Entfaltungsmöglichkeiten in der modernen Welt. Während der Rabbi gestressten Managern und frustrierten Hausfrauen das Seelenheil verkauft, glaubt Bernie endlich einen Sinn in seinem Leben gefunden zu haben. Er erforscht die Geschichte des gefrorenen Geistlichen und macht es sich zur Aufgabe gemacht, das Familienerbe zu bewahren. Doch er hat nicht mit dem Rabbi gerechnet.

Zum Autor

Steve Stern, geboren 1947 in Tennessee, lehrt Englische Literatur am Skidmore College und wurde für sein schriftstellerisches Werk vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem O. Henry Award, dem Washington Post Best Book of the Year und dem National Jewish Book Award. »Der gefrorene Rabbi« ist das erste Buch des Autors, das auf Deutsch erscheint.

STEVE STERN

Der gefrorene Rabbi

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Friedrich Mader

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE FROZEN RABBI
erschien bei Algonquin Books of Chapel Hill

Mit herzlichem Dank des Übersetzers an Chaim Frank
vom Dokumentations-Archiv für Jüdische Kultur und Geschichte
sowie Prof. Dr. Ronald Lötzsch für die Hilfe
bei der Erstellung des Glossars.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 07/2012
Copyright © 2010 der Originalausgabe by Steve Stern
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe
by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2012 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
unter Verwendung einer Illustration von © Milena Djuranovic
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40937-8

www.heyne.de

Für Sabrina, die mich fast zum Menschen macht

1999

Irgendwann während seines rastlosen fünfzehnten Lebensjahrs entdeckte Bernie Karp in der Gefriertruhe seiner Eltern – einem weiß emaillierten Kelvinator, der in der Ecke des Hobbyraums im Keller vor sich hin brummte – einen alten Mann in einem Eisblock. Eigentlich hatte er nach einer Scheibe Fleisch gesucht, allerdings nicht, um sie zu essen. Nachdem er seinen Eltern vor Kurzem ihre Ausgabe eines Skandalromans der Sechziger stibitzt hatte, in dem der jugendliche Held mit einem Stück Leber verkehrt, fühlte sich Bernie dazu bewogen, ihm nachzueifern. Sich selbst zu berühren war ihm keineswegs fremd, doch er wagte kaum davon zu träumen, einen anderen Menschen zu berühren, so unerreichbar schienen ihm die Körper junger Mädchen. Bisher hatte er so etwas wie physische Intimität nur mit dem Staubsauger seiner Mutter, zahllosen Socken und einem aus dem Korb mit Schmutzwäsche im Badezimmer entwendeten orchideenrosa Höschen seiner älteren Schwester erlebt. Dann war er auf den Roman gestoßen, den seine Eltern einmal verlegen als Pflichtlektüre ihrer Jugend erwähnt hatten, als er zufällig mithörte. Obwohl er kein Leser war und auch sonst nicht besonders aktiv am Leben teilnahm, hatte Bernie die

eindeutigeren Stellen des Buches überflogen und war so auf die Idee verfallen, ein Stück Leber aufzutauen.

Bernie schob Rinderbraten, Truthähne und Schweinefilets zur Seite und grub sich tiefer in die gefrorenen Speisen hinein als je zuvor. Nachdem er Gitterkörbe geleert und entfernt hatte, stieß er am Boden des Behältnisses auf einen grünlichen Eisblock, der sich über die gesamte Länge der Tiefkühltruhe erstreckte. Achtlos verstreute er einzeln verpackte Steaks, Pommes-, Häppchen- und Erbsenschachteln und konnte schließlich unter der gekräuselten Eisoberfläche die deutlich erkennbare Gestalt eines Mannes ausmachen. Der alte Kerl hatte ein hageres Falkengesicht, eingefallene Wangen und einen strähnigen gelblichen Bart und trug auf dem Kopf eine Mütze, die aussah wie ein Damenmuff. Sein ausgemergelter Körper war in ein papierartiges schwarzes Gewand gehüllt, das ihm bis zu den Knien reichte. Die spindeldürren, an den Knöcheln überkreuzten Beine waren in weiße Strümpfe gekleidet. Die Füße steckten in Spangenstiefeln, die sich an der Spitze hochbogen, und die Arme waren hinter dem Kopf verschränkt, als würde er ein gemütliches Nickerchen halten.

Bernies unmittelbare Reaktion war Panik. Er war auf etwas Verbotenes gestoßen und überlegte fieberhaft, wie er seine Spuren verwischen sollte. Hektisch rollte er die Fleischbrocken zurück auf das Eis, schlug den Deckel der Kühltruhe zu und stürmte hinauf in sein Zimmer, wo er ins Bett kroch und darauf wartete, dass sich sein galoppierendes Herz beruhigte. Dem einzelgängerischen, bockigen Jungen, auf dessen Pausbacken die ersten Zeichen von zystischer Akne prangten, war jede Art von Galopp völlig fremd. Doch am nächsten Tag kehrte Bernie in den Keller zurück, um sich zu vergewissern, dass ihn seine Augen nicht getäuscht hatten. Und beim Abend-

essen, das sonst im Zeichen monotoner Erzählungen seines Vaters über Geschäftsprobleme und des gelangweilten Desinteresses seiner Frau stand, nuschelte Bernie: »In der Tiefkühltruhe liegt ein alter Mann.« Eigentlich hatte er gar nicht davon anfangen wollen. Wenn seine Eltern dort unten im Keller ein schmutziges Geheimnis hatten, ging ihn das nichts an. Was hatte ihn also dazu getrieben, damit herauszuplatzen?

»Hast du was gesagt?« Mr. Karp war verwundert, dass sein Sohn das für ihn typische mürrische Schweigen beim Essen brach. Immer noch kaum hörbar wiederholte Bernie seine Feststellung.

Mr. Karp schob die flaschenglasdicke Brille zurück über den Nasenhöcker und schaute seine Frau an, die mit ihrem Löffel in der Fleischbrühe rührte. »Was will er uns damit sagen?«

Es dauerte einen Augenblick, bis sich der Nebel auf ihrem aufgedunsenen Gesicht lichtete. »Vielleicht hat er das Ding gefunden.«

»Das Ding.« Mr. Karp klang unaufgeregt.

»Du weißt schon, der weiße Elefant.«

»Der wa …?« Mr. Karp wurde still und nestelte mit beiden Händen an dem gelockerten Knoten seiner Krawatte herum. »Ach das.«

»Es ist kein Elefant«, nörgelte Bernie.

Mr. Karp räusperte sich. »Weißer Elefant, das ist nur ein Ausdruck, so was wie ein Erbstück. Manche Leute haben präparierte Haustiere im Speicher, wir haben einen gefrorenen Rabbi im Keller. Eine alte Familientradition.«

Bernie, der nichts von Traditionen in seiner Familie geahnt hatte, zog sich wieder in sein Schweigen zurück. Dann war es an seiner Schwester Madeline, sich zu Wort zu melden. Mit einer gewissen Herablassung erkundigte sich die üppige junge Frau, die außerordentlich stolz auf ihre übernatürlichen

Formen war: »Hey! Leute, ähm, worüber redet ihr hier eigentlich?«

Bernie ließ sich in seinen Stuhl zurücksinken und vermied vorsichtshalber jeden Blickkontakt mit seiner Schwester, die ihn vielleicht im Verdacht hatte, ihre Unterwäsche gestohlen zu haben. Sein Vater folgte diesem Beispiel, weil Madelines Aussehen im mattgrauen Karp-Haushalt sehr bedrängend wirken konnte. Nur Bernies Mutter, die noch immer im Essen herumrührte, ließ sich, leicht pikiert, zu einer Antwort herbei. »Er stammt aus der Familie deines Vaters. Die waren schon immer abergläubisch.«

»Er ist ein Andenken« – Mr. Karp verfiel in Verteidigungshaltung –, »das sie von Generation zu Generation weitervererbt haben.« Er schob die schlaffen Schultern nach vorn und bemühte sich, so etwas wie Stolz auf einen Gegenstand zu zeigen, dessen Existenz ihm offenbar bis gerade eben völlig entfallen war.

Gereizt schob Madeline ihren Stuhl zurück, blies eine blassblonde Strähne weg, die ihr sofort wieder in die Augen fiel, und stolzierte entschlossen aus dem Esszimmer. Kurz darauf ertönte aus dem Keller ein Kreischen, und Mr. Karp erschauerte. »Bei dem Rabbi war auch ein Buch dabei«, meinte er schließlich, als würde das der Sache eine offizielle Weihe erteilen. »Yetta, wo ist das Buch?«

»Was für ein Buch?«

Mit einem tiefen Seufzen rückte Mr. Karp die Brille zurecht und erhob sich umständlich, um das Zimmer zu verlassen, als Madeline gerade von unten heraufkam, das sonst so rosige Gesicht leichenblass. »Ich, ähm, will irgendwie nichts mehr mit dieser Familie zu tun haben?«, erklärte sie fragend.

»Hier ist es.« Mr. Karp quetschte sich an seiner vollbusigen Tochter vorbei zurück ins Esszimmer. »Es war in der unteren

Kommodenschublade, unter meinem Freimaurerschurz.« Mr. Karp hatte sich örtlichen Kapiteln der Freimaurer, den Löwen und den Elchen, angeschlossen, und zwar schon zu einer Zeit, als die Aufnahme von Juden in solche Organisationen noch nicht selbstverständlich war. Doch sein Ansehen und sein tadelloser Gemeinsinn hatten ihm den Status eines Ehrenjuden eingetragen. Es war ihm sogar gelungen, seiner Familie die Mitgliedschaft in einem exklusiven Countryclub zu sichern, die sie allerdings selten nutzten – mit Ausnahme Madelines, die dank ihrer natürlichen Proportionen ohnehin überall Zutritt hatte.

Mr. Karp reichte seinem Sohn eine schlaffe Kladde, wie man sie für die Buchführung verwendete. Gleichgültig blätterte Bernie darin herum. Statt mit Zahlen waren die Seiten mit unleserlichen Zeichen bedeckt, die Notenschlüsseln und Angelhaken ähnelten.

»In dem Buch wird erklärt, wo der Rabbi herkommt«, fuhr Mr. Karp selbstbewusst fort. »Mein Papa hat alles eigenhändig verfasst. Das Dumme ist nur, dass er Jiddisch geschrieben hat.« Er hätte genauso gut Marsianisch sagen können. Leicht entschuldigend fügte er hinzu: »Angeblich bringt er Glück.«

Was für Glück, fragte sich Bernie, als er das Kontenbuch in sein Zimmer hinauftrug, das ein Friedhof aufgegebener Hobbys war: unbemalte Gerüste von Modellautos, der zerbrochene Plastikrumpf eines durchsichtigen Skeletts, eine staubbedeckte PlayStation. Obwohl seine einzigen echten Leidenschaften bisher lediglich reichliches Essen und neuerdings erotische Fantasien waren, überflog er träge die bekritzelten Seiten. Doch als sie nicht ein Jota ihrer Bedeutung preisgaben, stopfte er das Buch unters Kissen zu Madelines Höschen und sank sofort in einen traumlosen Schlaf.

1889–1890

Wenn der heilige Mann Rabbi Elieser ben Zephir, das Boibiczer Wunder, näher zu Gott gelangen wollte, setzte oder vielmehr legte er sich an einen bestimmten Weiher im Wald vor seinem Dorf. Dort meditierte er anhand von Techniken, die in Gedalia Ibn Jahjas *Gürtel des Abimelech* beschrieben sind, über die Buchstaben des Tetragrammaton, bis er in Trance verfiel. In seiner Jugend hatte man ihn gefeiert für seine öffentlichen Gedächtnisdarbietungen, seine Fähigkeit, ganze Passagen aus dem Talmud vorwärts und rückwärts zu zitieren, und seine großen Taten, die die Nichteingeweihten als magisch bezeichneten. Doch jetzt, an seinem Lebensabend, war er längst über solche Demonstrationen hinaus und zog es vor, seine Kräfte im Stillen wirken zu lassen. Er lag mit dem Rücken am moosbewachsenen Ufer des Teichs, die Hände hinter dem Kopf gefaltet, wie es der *Gürtel* vorschrieb, während sich seine neschome, seine Seele, zum Oberen Paradies aufschwang. Dort saß seine Seele glückselig im Kreis der Thoragelehrten. Einmal jedoch kam bei einer seiner besonders intensiven Meditationen – es war der Monat siwan, kurz nach dem schawuot – ein mächtiger Sturm auf. Da seine Seele in höheren Sphären schwebte, blieb sein Körper, so schwach

er auch war, unempfindlich gegen die Launen der irdischen Welt; und während der Sturm tobte und ein Wolkenbruch auf seine schmächtige Gestalt niederprasselte, setzte Rabbi Elieser seine Meditationen in aller Ruhe fort. Der durchweichte Boden, auf dem er lag, verwandelte sich in Schlamm, und das Wasser im seichten Weiher stieg immer mehr, bis es über seine Beine hinauf zu den Hüften, über seine Brust und zuletzt über sein altersgraues Haupt kroch.

Bis dahin hatte sich der Weise immer darauf verlassen können, dass ihm der schulklaper, der die Gläubigen zum Gebet rief, den Zeitpunkt der Wiedervereinigung von Körper und Seele anzeigte, doch die Sturzflut übertönte alle Geräusche über der Oberfläche des Teichs, der rasch zum See anschwoll.

Eliesers kleine Schar von Jüngern hatte sich längst daran gewöhnt, dass er sich häufig zurückzog, aber dass er nach einem derart schrecklichen Sturm so lange ausblieb, versetzte sie doch in große Sorge. Nach mehreren Tagen zog eine Gruppe von Rabbi Eliesers Chassidim mit wallenden Schläfenlocken und Gewändern, die flatterten wie Krähenflügel, aus, um Wiesen und Gestrüpp zu durchkämmen, die als Lieblingsorte des zadik bekannt waren. Umgestürzte Bäume, deren Wurzeln aufragten wie Hydraköpfe, die aufgeblähten Kadaver ertrunkener Schweine und Bauernhütten ohne Dächer fanden sie, aber keinen Rabbi Elieser. Einige seiner Gefolgsleute kamen sogar an dem ehemaligen, in ein ansehnliches Gewässer verwandelten Weiher vorbei, in dem das Boibiczer Wunder in seiner mystischen Verzückung lag. Als Wochen ohne ein Gerücht über den Aufenthalt ihres geistigen Führers vergingen, stellten die Chassidim die Suche widerstrebend ein; sie zerrissen ihre Gewänder, schlugen sich auf die Hühnerbrust und streuten sich Asche übers Haupt, weigerten sich jedoch, das kaddisch zu sprechen, weil sie samt und sonders

der Meinung waren, dass ihr rebbe eines Tages gewiss zurückkehren würde.

Die Jahreszeiten wechselten, auf den rostbraunen und goldenen Herbst folgte der alabasterweiße Winter, und noch immer war Rabbi Elieser in seine Unterwassermeditationen versunken. Der Boden war bedeckt, und wie fahrende Händler unter ihren Brotsäcken krümmten sich die Bäume unter der schweren Last des Schnees, doch der Körper des rebbe blieb unberührt von jeglichem Verfall. Um diese Zeit pflegte der fleißige Witwer Josl König Cholera, begleitet von seinem nutzlosen Sohn Salo, seinen Schlitten über die Schneefelder zu den Ufern des Unteren Bug zu ziehen, um Eis zu ernten. (Dieser Josl war eine Waise und während einer Seuche mit einer anderen Waise verheiratet worden, um Gottes Zorn zu besänftigen – daher sein Name.) In diesem Jahr erzählten ihm jedoch die chejder jinglß, die Schuljungen, die auf dem Pferdeteich auf Baron Jagiellos Grundbesitz Schlittschuh liefen, dass der Weiher nach den Sommergewittern die Größe eines Binnenmeeres angenommen hatte. Nachdem er sich persönlich davon überzeugt hatte, ging Josl mit dem Hut in der Hand zum Baron und bat um die Erlaubnis, Eis aus dem See schneiden zu dürfen. Als Gegenleistung bot er an, kostenlos die Bestände des Guts aufzufüllen. Stets liebenswürdig, wenn es seinen Interessen diente, erteilte der Baron Josl die Genehmigung, und der Eismensch machte sich auf den Weg über die Felder, gefolgt von seinem Sohn.

An dem übervollen Teich fanden sie mehrere Talmudschulschwänzer vor, die mit hölzernen Kufen wacklige Spiralen und Arabesken auf die jadegrüne gefrorene Oberfläche zeichneten. Josl stieg von seinem Schlitten und trat mit seinen genagelten Stiefeln aufs Eis, um dessen Stärke zu prüfen. Zufrieden machte er sich schließlich daran, mit der Axt einen Graben auszu-

schlagen. Er rief seinem Sohn zu, ihm die zweihändige Eissäge zu bringen, aber Salo, der ebenso ängstlich wie faul war, wagte sich nur bis zum Seeufer, um seinem Vater das Werkzeug zu reichen.

»Amorez!«, schimpfte Josl zum eisengrauen Himmel. »Zieht er an verkehrt seine Schuh und haut sich blutig die Nase, weil er stolpert über die eigenen Beine.« Doch dabei ließ Josl es bewenden, da er es schon längst aufgegeben hatte, von seinem Sohn etwas Nützliches zu erwarten. Die Furcht vor fast allem im Dasein schien ihn vom Leben selbst freizusprechen, von Arbeit ganz zu schweigen, und manchmal fragte sich sein Vater, ob Salo, dessen Mutter bei der Geburt gestorben war, überhaupt richtig zur Welt gekommen war.

Während sein Vater schuftete, bummelte Salo am Seeufer herum, wie immer beschämt von seinem Zaudern, doch überzeugt, dass das Eis sein üppiges Gewicht nicht tragen würde. Gelegentlich ging er so weit, den Fußballen auf die verharschte Oberfläche zu setzen und mit der Schuhsohle einen spiegelglatten Kreis darauf zu malen. Doch statt durch das polierte Bullauge zu spähen, wandte sich Salo meistens einfach ab, aus Angst, etwas Unerfreuliches könnte sich darunter verbergen. Einmal bemerkte er einen Fisch, der wie der Flügel eines Monarchfalters in einer dunklen Welt jenseits der Zeit schwebte. Und dann, nachdem er wieder einen Kreis blank gescheuert und ausnahmsweise einen Blick riskiert hatte, fiel ihm das Gesicht eines alten Mannes mit gelblichem Bart auf.

»Papa!«, rief Salo erschrocken.

Ohne besondere Eile stapfte Josl hinüber, um herauszufinden, worüber sein Sohn diesmal jammerte. »Gewalt«, rief er aus, als er sah, was der Nichtsnutz zufällig entdeckt hatte. »Es ist der rebbe!« Bis ins Mark erschüttert, ohrfeigte Josl sich selbst, um wieder zu sich zu kommen. Dann trommelte

er die anderen Jungen zusammen (sein eigener war zu langsam) und schickte sie mit der Neuigkeit zur schul der Chassidim. Atemlos eilten die Jünger des rebbe herbei und stellten fest, dass Josl Cholera bereits angefangen hatte, ihren verschollenen geistigen Führer zu bergen. Mit Seil und Enterhaken zerrte der Eismensch, dessen bärtige Kiefer vor Anstrengung arbeiteten, als steckten sie in einem Futterbeutel, einen großen Eisblock ans Seeufer, in dem der rebbe eingeschlossen war.

Dann lag das Boibiczer Wunder auf einem Schneehügel vor ihnen, und seine wie Dampfmaschinen schnaufenden Jünger hatten nicht die leiseste Ahnung, was sie als Nächstes tun sollten. Gewiss war es ein Segen, den zadik offenkundig unversehrt, wenngleich steif gefroren, wieder in ihrer Mitte zu haben, doch was nun? Früher hätten sie den rebbe um Rat bitten können, aber es war klar, dass er sich in seinem jetzigen Zustand nicht äußern konnte. Sodann konnte man natürlich die Heilige Schrift befragen, aber selbst die Gewissenhaftesten unter ihnen – jene, die vorschrieben, welche Abschnitte der Thora beim Geschlechtsverkehr in Betracht zu ziehen waren, oder ob es erlaubt war, am schabeß in den Schnee zu pinkeln (was gleichbedeutend mit Pflügen, also Arbeit und damit verboten war) – kannten keine einschlägigen Passagen für ein Dilemma dieser Art. Dann machte einer aus ihren Reihen, der schaufelbärtige Hefehändler Fischel Ostrow, den Vorschlag, Fackeln anzuzünden und den Heiligen an Ort und Stelle aufzutauen. Seiner Ansicht nach war Rabbi Elieser während seiner Verzückung gefeit gegen alle Verheerungen durch Zeit und Elemente und würde, nachdem das Eis geschmolzen war, in all seiner früheren Frische wiederhergestellt werden. Gedankenvolles Gemurmel machte die Runde, bis ein weiserer Kopf die Stimme erhob.

»Besserwisser«, schalt der Fuhrmann Berel Schweinehaupt den Hefeverkäufer und wies eindringlich auf die Gefahr hin, dass der aufgetaute rebbe verwesen und seine Gebeine – Gott behüte! – zum Fraß für Würmer werden könnten. Sicher war es besser, ihn irgendwo aufzubewahren, damit er heil blieb, bis er sich aus freien Stücken dafür entschied, sich aus seinem kühlen Kerker zu befreien. Wieder wurde bejahendes Gemurmel laut, als sich Josl König Cholera, der weder Chassid noch mitnagig, sondern einfach nur ein Opportunist war, in seiner Eigenschaft als Besitzer des Boibiczer Eishauses zu Wort meldete. »Meine Herren, gegen eine geringe Gebühr …«

Das Boibiczer Eiswerk war eine fensterlose Granitgrotte, die Riesen oder gefallene Engel in vorsintflutlicher Zeit in den Nordhang eines Berges am Ortsrand gegraben hatten. Jedenfalls ging so die Legende. Josl Cholera wusste nur, dass er das Eishaus nach dem Tod des früheren Eigentümers Mendel Sfarb geerbt hatte, dessen Familie sich rühmte, es schon seit dem babylonischen Exil in Besitz zu haben. Das Geschäft war Mendels schuldbewusstes Geschenk an ein Waisenkind, das seit dem Alter von sechs Jahren sein Mündel und Sklave gewesen war. Von außen ähnelte der eingesunkene Bau mit dem kuppelartigen Steinvorsprung einem uralten Grabmal und war dadurch eine überaus passende Ruhestatt für das Boibiczer Wunder. Es war ein Ort, wo sein Körper sozusagen aufgebahrt sein und dem Verfall trotzen konnte, bis zu der Zeit, da er eine Auferstehung für angemessen hielt – das behaupteten zumindest seine Jünger. Sehr zu Josls Verdruss bestanden die Boibiczer Chassidim darauf, die Ruhestatt ihres rebbe zu ehren wie ein heiliges Grab. Am Eingang trällerten sie ihre Gebete (nur nicht das kaddisch), legten Botschaften in die Fugen zwischen den Steinen und kehrten abwechselnd Säge-

mehl und Flachs weg, die sich unter dem durchsichtigen Liegeplatz des Heiligen sammelten. Obwohl sie einander mahnten, seine Masse nicht zu verringern, schabten sie insgeheim Späne von dem Eisblock, die sie mit einem Tropfen Honig süßten, um sie hingebungsvoll zu lutschen. Da sie sich weigerten, Elieser ben Zephir offiziell für tot zu erklären, konnten die Gefolgsleute keinen Nachfolger wählen und gingen wegen ihrer Verehrung des tiefgekühlten Rabbis als die Gefrorenen Chassidim in die Geschichte ein.

Doch so unterhaltsam die Possen gläubiger Fanatiker auch waren, die Einwohner von Boibicz hatten andere Sorgen. Die Erlasse der zaristischen Regierung folgten in derart schwindelerregendem Tempo aufeinander, dass Dinge, die am Morgen noch erlaubt waren, oft am Nachmittag schon verboten waren. Der jüngste Ukas erklärte, dass es den Juden zu ihrem eigenen Besten untersagt war, in den Dörfern außerhalb ihres Ansiedlungsrayons Gasthöfe, Schenken und Geschäfte zu betreiben. Außerdem durften sich auch in den Orten und Weilern innerhalb des Rayons keine neuen Juden niederlassen, sodass manche geschäftlich verreisten Kaufleute oder Familien, die hohe Feiertage begangen hatten, nicht mehr nach Hause zurückkehren konnten und in nahe gelegenen Orten strandeten. Die byzantinische Logik dieser Gesetze, die selbst für die gelehrtesten Talmudisten unergründlich blieb, hatte zur Folge, dass viele langjährige Bürger von Boibicz heimatlos wurden, und auch die anderen erkannten die Zeichen der Zeit. Schließlich mussten sich die Juden mit der Vorstellung eines umfassenden Exodus von einem Ort vertraut machen, an dem ihre Familien schon seit Generationen gewohnt hatten. Doch noch immer zauderten sie. Zuletzt bedurfte es einer Abordnung von Nachbarn, die unter dem Schutz eines von der Regierung entsandten Kosakenregiments und vor den

Augen einer untätigen örtlichen Polizei handelte, um ihren Abschied zu beschleunigen.

Obwohl die Täter fast mechanisch zu Werk gingen, richteten sie eine große Verwüstung an, und die Vorsätzlichkeit, mit der sie Gewalt anwendeten, verminderte nicht deren Grausamkeit. Ohne großes Trara drangen sie in das schäbige Judenviertel ein, zerschlugen Ladenfenster, schleppten Stoffballen, pedalbetriebene Nähmaschinen, Spirituslampen, ungerupfte Hühner und alles andere heraus, was ihnen in die Hände fiel. Im Flur der Synagoge entleerten sie den Darm und wischten sich den haarigen Hintern mit den zerrissenen Pergamentschriftrollen der Thora. Den melumed und Händler Fejwusch Gutwert hängten sie mit dem Patriarchenbart an seinem Ladenschild auf. Der Idiot Schajke Tam, den sie an den Fersen baumeln ließen, quiekte vergnügt, weil er es für ein Spiel hielt, bis sein schwachsinniges Gehirn über der Wand des schtibl verspritzt wurde. Wer in den Wald floh, wurde gehetzt und in Stücke gerissen. Von denen, die in den Häusern blieben, überlebten die meisten, unter ihnen auch Josl Choleras Sohn Salo, der im Eishaus Zuflucht gesucht hatte.

Eigentlich hatte er kaum noch einen Fuß aus dem Schatten der kühlen Grotte gesetzt, seit er über den ins Eis gebannten Rabbi Elieser ben Zephir gestolpert war. Obwohl sich seine Jünger gewissenhaft um den gefrorenen rebbe kümmerten, hatte Salo ein erstaunliches Interesse an seiner Entdeckung entwickelt und war auf die Idee verfallen, dass die Pflege des Heiligen seine persönliche Aufgabe war. Mit wachen Ohren lauschte er den Geschichten, die die Jünger über die wundersame Frömmigkeit des Rabbis erzählten, und wenn niemand sonst zugegen war, ließ es sich der unschuldige Bursche (der dem Alter nach schon ein junger Mann war) nicht nehmen, neben dem Eisblock zu wachen. Er bewunderte die Ruhe des

alten Mannes, während er zugleich wie die Jünger damit rechnete, dass das Eis jederzeit Sprünge bekommen und der rebbe aus seinem Schlummer erwachen könnte. Allerdings drängte es ihn nicht danach, dieses Ereignis zu beschleunigen, so friedlich war das Warten. Um einen Grund für sein Verweilen in der Nähe des Eishauses zu haben, gab er vor, seinem Vater zu helfen, doch als König Cholera schließlich dahinterkam, dass nicht unternehmerischer Geist seinen Sohn beflügelte, sondern der gefrorene Rabbi, fand er sich endgültig damit ab, dass der Junge ein hoffnungsloser Fall war. Außerdem war Salos schelmischen Altersgenossen nicht entgangen, wie sehr er sich dem Eishaus verbunden fühlte, und sie gaben ihm den Spitznamen Salo Frostbissen, der ihm blieb.

So kam es, dass Salo am Morgen des Pogroms auf einer Kohlkiste saß und die leicht verzerrten Gesichtszüge des Rabbis betrachtete, dessen glückseliger Frieden in sein furchtsames Herz eingedrungen war. Um ihn herum waren die Eisplatten zu Regalen und Nischen aufgeschichtet, in denen Fisch, Geflügel und Kwas lagerten. In einem Winkel wartete der stocksteife Hund Aschmodai des Hutmachers Lejbl auf das Frühlingstauwetter, um bestattet zu werden. Reif überzog alle Krüge und Töpfe, bis sie aussahen wie Gefäße aus Zuckerwatte. Von der gewölbten Decke hingen Stalaktiten wie Fangzähne. Doch die Wärme, die Salo im Beisein des rebbe spürte – noch verstärkt durch die Schaffelljacke, deren Kragen er sich über die Ohren zog –, vertrieb die arktische Kälte praktisch aus der Grotte, deren unterwasserartiges Licht das Eis selbst auszustrahlen schien. »Die Chassidim sizn schiwe, und du sitzt schief herum«, klagte Salos Vater, doch die Gegenwart des Rabbis vertrieb alle Schreckensbilder aus der Fantasie des Jungen, und die Welt kam ihm beinahe vor wie eine idyllische Winterpastorale. Daher hörte Salo nichts von

den Schreien der Gepeinigten und Geschändeten, von den jammernden Frauen und dem zerberstenden Glas, und auch den Rauch aus der brennenden Synagoge roch er nicht. Erst der schameß, der Synagogendiener Itsche Bejla Pejse, der den Verstand verloren hatte und auf der Straße heulte wie eine Hyäne, riss Salo aus seiner Versunkenheit.

Um nachzusehen, was da draußen geschah, hob er den breiten Hintern, kroch über die rutschige Rampe hinauf und wand sich zur Luke hinaus, durch die die großen, rechteckigen Eisstücke in die Höhle glitten. Er stolperte hinunter ins Dorf, vorbei an den Grenzmarkierungen für den schabeß, wo der Schnee an manchen Stellen mit Pflaumenkonfitüre vollgekleckert schien. Vor dem Tor der glühenden Holzsynagoge pumpte eine Mutter ihrem hingestreckten Sohn mit einem Blasebalg Luft in die Lunge, um ihn wiederzubeleben. Auf dem zerfurchten mark-plaz flehte eine geschändete Tochter ihren Vater auf Knien an, sie nicht zu verstoßen. Der Zug aus Wagen, auf denen bereits steif werdende Leichen zum Friedhof gekarrt wurden, wetteiferte mit der muntereren Parade von Bauern, die Samoware, Nachttöpfe, ein Grammofon mit Trompetentrichter und eine Kuckucksuhr wegschleppten. Als er in seinen klobigen Stulpenstiefeln dahinstapfte, stieß Salo aus Versehen den Kantor Schikl Beugüber um, der noch im Stehen vor Schreck gestorben war wie die Frau des Lot. Er hielt inne, um den Toten wieder aufzurichten, doch dann merkte er, was er da tat, und begriff, dass das, was hier geschehen war, all seine Fantasien weit in den Schatten stellte. Damit wurde seiner Neigung zu makabren Hirngespinsten ein für alle Mal ein Ende gesetzt, was Salo, der mit einem Schlag erwachsen wurde, mit Dankbarkeit erfüllte.

Er trat in die verrauchte, schindelbedeckte Hütte, die er und sein Vater ihr Heim nannten, und musste zu seinem Leid-

wesen feststellen, dass er zur Waise geworden war wie sein Vater vor ihm. Josl König Cholera lag in der steifen Lederschürze, die er zur Arbeit angezogen hatte, auf dem zerkratzten Lehmboden, den Kopf von seiner eigenen Eiszange zermalmt. Wie ein riesiges Gabelbein ragten die Eisengriffe der Zange über seinen zerquetschten Schädel hinaus, und das Blut strömte ihm in karmesinroten Bächen aus den Ohren. Hilflos würgend erbrach sich Salo und sank auf die Knie, um die noch erkennbaren Züge seines Vaters zu berühren: ein blauer, arthritisch geschwollener Knöchel, eine leere, blutegelartige Unterlippe. Lange lag er da, ohne die geringste Neigung, sich jemals wieder zu erheben, bis ihm schließlich einfiel, dass er nun eine höhere Berufung hatte. Nachdem er sich den Mund abgewischt und die Augen abgetupft hatte, kroch Salo nach vorn, um die Eiszange auseinanderzuzerren. Er rappelte sich auf und durchstöberte die Trümmer in der armseligen Hütte. Schließlich fand er zwei Kerzen, die er mit einem Schwefelstreichholz anzündete und an beiden Enden des Ermordeten aufstellte.

Ununterbrochen das kaddisch murmelnd, warf er ein Tuch über den alten Spiegel, dessen Oberfläche quecksilbertrüb angelaufen war. Dann zwängte er sich hinter den Kachelofen und verbrannte sich dabei den tocheß, um ein Wandbrett zu lösen, hinter dem Josl seine mageren Schätze versteckt hatte: eine Handvoll groschnß und mehrere völlig wertlose Dukaten, eine nicht unterschriebene Postkarte mit einem Sepiabild von Lodz, einen zerbeulten Fingerhut, der seiner Frau gehört hatte. Zusammen mit der schwarzen Brotrinde und dem getrockneten Hering, die sein Vater zum Abendessen auf den Tisch gelegt hatte, schob Salo alles in eine geräumige Hosentasche. Als er sich bückte, um einen umgestürzten Stuhl hinzustellen, merkte er, dass er ihn mit festem Griff packte, um

ihn gegen das Ofenrohr zu donnern. Dieses brach auseinander, und eine nackte Flamme züngelte zur Decke. Er trat aus der Hütte, gerade als Casimir, ein polnischer Dienstmann mit rußigen Augen, an einem fransigen Stück Seil Josls aufgeblähte alte Mähre vorbeizerrte. Obwohl er wusste, dass das Tier so gut wie nutzlos war, händigte Salo dem Gepäckträger sogleich sein gesamtes Erbe aus (ohne die Postkarte und den Fingerhut), um den scheckigen Gaul auszulösen. Schon bogen sich die Dachschindeln seines früheren Heims nach oben, und Rauchfäden drangen heraus, da fasste Salo die Zügel der Mähre, die den Namen Bat-Scheva trug.

Natürlich war ihm bewusst, dass Rabbi Elieser ben Zephir, wenn überhaupt jemandem, dann seinen frommen Gefolgsleuten gehörte. Doch die Gefrorenen Chassidim und ihre Familien packten wie alle anderen ihren Besitz zusammen, und nirgendwo in diesem trübseligen Exodus klappernder, hoch mit Kerzenleuchtern und Federbetten beladener Karren und Leiterwagen konnte Salo einen gewaltigen Eisblock erspähen. Einfallsreichtum hatte nie zu seinen Stärken gezählt, und eigentlich hatte er auch sonst nie Stärken an den Tag gelegt, doch auf einmal konnte er aus einem Fundus von Tüchtigkeit schöpfen, den er sogleich als das Erbe seines Vaters verbuchte, und machte sich daran, das metallumrandete Rad an Josls Lieferkarren zu ersetzen. Als er nach einer Stunde damit fertig war, spannte er Bat-Scheva davor, deren träger Vorwärtsdrang sich offenkundig allein ihren chronischen Blähungen verdankte. Salo hielt kurz vor dem alten Gebetshaus, um sich den Zedernschrein anzueignen, der unter dem halb eingestürzten Dach an einer Wand lehnte. Das war der einzige, stark ramponierte Sarg, den das Dorf für die Begräbnisse der vergangenen hundert Jahre immer wieder benutzt hatte. Nachdem er ihn auf den Karren geladen hatte, führte der

Jüngling den Klepper bergauf zum Eishaus, wo er sich eifrig in die Funktionsweise eines an der Schwelle zusammengerollten Flaschenzugs vertiefte. Er schlang den Mechanismus durch die Luke hinab in die stygische Grotte und ließ sich selbst hinunter, um die Taue am Eisblock zu befestigen. Oben dann erwachten Salos Muskeln, die in seinen siebzehn Lebensjahren zumeist geschlummert hatten, und er hievte den rebbe mit schierer Körperkraft über die Holzrampe aus der Katakombe hinaus ins bereits nachlassende Tageslicht. Trotz der bitteren Kälte heftig schwitzend, schob er den Eisblock über eine zweite, behelfsmäßige Rampe aus durchhängenden Planken auf die Ladefläche des Karrens. Dort hackte er mit der Axt seines Vaters Stücke vom Rand weg, bis er den zum Schutz mit Sackleinen umhüllten Block über notdürftig zusammengenagelte Bretter in den Sarg schieben konnte. Da Bat-Schevas Bauch schon über den Boden schleifte, als wäre sie mit Kanonenkugeln gefüttert worden, war es ausgeschlossen, dass er sich auf den Wagen setzte. So zog Salo an den Zügeln und brach ohne weiteres Zaudern (von wem hätte er sich nach der allgemeinen Flucht auch verabschieden sollen?) auf in die ungefähre Richtung der Stadt Lodz, die einige Wegstunden außerhalb des russischen Rayons lag.

1999

Die Entdeckung eines alten Juden in der Tiefkühltruhe führte zunächst zu keinem größeren Wandel in Bernie Karps Alltag. Übergewichtig und wenig unternehmungslustig, hatte er keine echten Freunde, denen er die Geschichte hätte erzählen können. Abgesehen davon wollte er das sowieso nicht, schließlich ging es niemanden was an. Doch selbst Bernie musste sich eingestehen, dass sich etwas verändert hatte. Es war noch immer Spätsommer, und wie es seine Gewohnheit war, verbrachte er den größten Teil seiner Zeit vor dem Fernseher, kaute Schokobällchen und bearbeitete sich selbst. An seinem inneren Auge zogen comicartige Bilder vorbei, ohne deutliche Eindrücke zu hinterlassen: Ein gescheiterter Selbstmordattentäter wurde zu Salven von Konservengelächter von seiner verschleierten Mutter getröstet; ein kleines Mädchen bewahrte Gott in ihrem Wandschrank auf; ein herzerwärmendes Hallmark-Drama porträtierte einen Angehörigen der Navy-Spezialeinheit SEAL, der sich in eine Meerjungfrau verliebt hatte; und ein Reality-TV-Programm schickte zwei Behinderte zu einem Blind Date nach Disneyworld. Ob Wahlen, Massaker, Promischeidungen oder Firmenabstürze – alles schmolz wie Schnee auf einem Treibhausfenster, wenn es zu

Bernies Gehirn vorgedrungen war. Trotzdem blieb er ein passiver Gefangener des flimmernden Bildschirms in dem holzimitatgetäfelten Kellerraum, der weitgehend sein Privatreich war. Das einzige kleine neue Muster im Gewebe seiner Tage war, dass Bernie sich während des Zappens durch zahllose Sender mit den Seiten des Kontenbuchs Luft zufächerte, in dem ein ihm unbekannter Großvater die Geschichte des gefrorenen Rabbi in einer fremden Sprache aufgezeichnet hatte. Ähnlich wie Gebetsperlen befummelte er die Blätter, und in regelmäßigen Abständen stand er auf und schlurfte zur Tiefkühltruhe, wo er Brathähnchen und abgepacktes Rinderhack wegrollte, um sich zu vergewissern, dass der Alte noch da war.

Dann kam das Wochenende, als seine Eltern der kostenlosen Einladung zu einer Haushaltsgerätetagung in Las Vegas folgten. Natürlich hatten sie keine Bedenken, den halbwüchsigen Bernie allein zu lassen, da der Junge nie auch nur die leiseste Neigung an den Tag gelegt hatte, irgendeinen Unfug zu treiben, und die eigenwillige Madeline, die Semesterferien hatte, mit ihren neunzehn Jahren ohnehin tat, wonach ihr der Sinn stand. Am Freitagabend um acht Uhr brach ein Gewitter los, einer jener fast schon tropischen Stürme mit taifunartigen Windstärken, die im August häufig durch Bernies im Süden gelegene Stadt fegten. Die Fernsehnachrichten meldeten, dass in der näheren Umgebung Trichterwolken gesichtet worden waren, deren Enden sich wie Bohrer durch das morastige Gelände pflügten und Wohnwagen auseinanderrissen. Blitze zuckten und Donner krachte wie Kesselpauken, der Regen hämmerte auf das Dach des zweistöckigen Kolonialhauses. Währenddessen saß Bernie auf den weichen Polstern des Sofas im Hobbyraum und bekam kaum mit, was draußen vor sich ging. Das lag nicht etwa an seiner Furchtlosigkeit, sondern daran, dass natürliche Ereignisse kaum mehr Wirkung

auf ihn ausübten als TV-Ereignisse – und sogar deutlich weniger, wenn es sich um eine Werbung für Playtex-BHs oder eine Reklame seines Vaters für preisreduzierte Haushaltsgeräte zur Hauptsendezeit handelte.

Nach einem gewaltigen Krachen, das klang, als wäre das Firmament auseinandergebrochen, erloschen die Lichter, und das Fernsehbild schrumpfte zu einem Punkt, ehe es ganz verschwand. Bernie verharrte in der fensterlosen Dunkelheit und hielt das Kontenbuch umklammert. Was hätte er sonst auch tun sollen? Seine Schwester war mit einem ihrer Verehrer ausgegangen, doch ihre Gesellschaft wäre ohnehin kein großer Trost gewesen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als dem propellerartigen Dröhnen des Winds zu lauschen und darauf zu warten, dass das Wasser über die Dachrinnen trat. Als das Gewitter nach einiger Zeit nachließ, war der Junge fast enttäuscht. Aber noch immer gab es keinen Strom, und nach dem Abklingen des Sturms nahm er ein hohles Pochen wahr, das ganz aus der Nähe kommen musste. Eine Weile hörte Bernie zu, als wäre das Trommeln ein verschlüsselter Kommunikationsversuch. Dann erhob er sich aus den Tiefen des Sofas und tastete sich zu dem Regal, das überquoll von den gerahmten Urkunden und den Pokalen seines Vaters. Weil die zentrale Klimaanlage ausgefallen war, schwitzte Bernie stark, als er sich bückte, um einen Einbauschrank unter dem Regal zu öffnen. Er wühlte blind zwischen verstaubten Weinflaschen und Fotoalben herum, bis er auf den gerippten Griff einer Plastiktaschenlampe stieß. Er schaltete sie an und richtete den Strahl in die Ecke, aus der das Klopfen kam.

Über die Gefriertruhe gebeugt hob Bernie langsam den Chromgriff an. Sofort flog der Deckel auf, und pampige Steaks und Filets schlitterten auf den Boden, als sich wie ein antiker Schachtelteufel ein völlig durchweichter Mann auf-

setzte, dessen Pelzmütze stank wie ein verrottender Tierkadaver. Einen Moment lang waren der Alte und der Junge mit dem herunterhängenden Kiefer ganz voneinander gebannt, dann verengte sich das scharlachfarbene Auge des Alten, und sein Blick verhärtete sich zu einem bohrerähnlichen Starren, er schüttelte sich und fragte mit rostiger Stimme: »Is doß majn orn?«

Selbst wenn er etwas verstanden hätte, hätte Bernie keine Antwort gewusst.

Stöhnend versuchte der alte Mann, dessen Hände und Gesicht die Beschaffenheit von feuchtem Pappmaschee zeigten, sich aufzurichten, nur um spritzend zurück in die Tiefkühltruhe zu stürzen. »Doß is efscher gan ejdn?«

Wieder konnte Bernie, dessen Herz wie wild gegen den Brustkasten hämmerte, nur den Kopf schütteln.

»A glomp«, bemerkte der Rabbi bestimmt, »a chochem fun Chelm.« Er streckte seine dürren Arme aus, damit der Junge ihm half. Zuerst blieb Bernie reglos vor Schreck, doch angesichts der gebieterischen Pose des Alten machte er unwillkürlich einen Schritt nach vorn. Der Rabbi war nur ein Federgewicht, doch die durchtränkten rituellen Gewänder hingen schwer an ihm. Als er ihn anhob, hatte der Junge das Gefühl, in einen Ringkampf geraten zu sein. Die verrotteten Kleider hingen wie Eierschalenstücke an einem frisch geschlüpften Vogel, und kaum war es Bernie gelungen, den Alten aus seinem matschigen Sarkophag zu ziehen, als sie zusammen auf den Knüpfteppich purzelten. Genau in diesem Moment sprangen die Lichter wieder an, und auf dem Bildschirm des laut plärrenden Fernsehers verzog ein selbstgefälliger Showmaster das Gesicht, während sich die Kandidaten die Nase zuhielten, um die Plazenta von Wühlmäusen zu verschlingen. Der aufgetaute Rabbi lag ausgestreckt auf Bernie,

der ihn noch nicht losgelassen hatte, und schielte interessiert auf die Sendung.

»Wo bin ich?«, erkundigte er sich.

In diesem Augenblick erspähte Bernies Schwester, die ihren mit Bermudas und Wappenblazer bekleideten Begleiter an der Hand die Kellertreppe hinunterzog, den halb nackten alten Herrn, der sich mühsam aus der Umarmung ihres Bruders löste, und schrie Zeter und Mordio.

1890–1907

Da es auf der von so vielen vertriebenen Seelen überfüllten Zarenstraße nur langsam voranging, hielt sich Salo an die weniger befahrenen Nebenwege. Dies war die gefährlichere Route, denn die Masse bot eine gewisse Sicherheit. Allein war er anfälliger gegen Überfälle von Räubern und Bauern, die die Gelegenheit in Boibicz versäumt hatten – oder in Schmedletz, Smorgon oder Smirs, die ebenfalls von Juden gesäubert worden waren. Aber Salo, den Kopf umhüllt von seinem schmutzigen taleß und gekrönt von einer Schirmmütze, um sich gegen die Nadeln aus eisigem Schneeregen zu schützen, zog das Risiko den endlosen Reihen von Flüchtlingen vor. Er hatte die Nase voll von der Apathie, die über ihrem Zug lag wie ein Leichentuch, über diesen erzwungenen Marsch in ein neues Vergessen, für das die Juden geboren schienen. Sollte er deshalb Schuldgefühle haben? War er vielleicht ein apikojreß, ein Ketzer, wenn er nach dem Mord an seinem Vater und der Zerstörung seines Heimatdorfs solch freudige Erregung empfand? Doch so wahr ihm Gott helfen mochte, nach siebzehn Jahren fast ununterbrochener Versunkenheit war er wie berauscht davon, aufgewacht und in die reale Geschichte eingetaucht zu sein. Er war Salo Frostbissen, der selbst er-

nannte Hüter eines schlafenden Heiligen, und auch wenn er mit den löchrigen, wegen der Kälte mit Lumpen umwickelten Stiefeln aussah wie ein Schnorrer, erfüllte ihn die Gewissheit, über Nacht zu einem gewichtigen Mann mit vielen Talenten gereift zu sein.

In dieser Meinung bestärkten ihn jene, die ihm andernfalls vielleicht Schaden zugefügt hätten: die berittenen Kosaken in ihren bortenbesetzten Umhängen und Pelzmützen, die neben seinem Karren dahintrabten und Salo mit der Zwangsrekrutierung drohten, die für einen Juden auf den endgültigen Verlust seiner Freiheit oder seines Lebens hinauslief. Mit ihren Offiziersstöcken hoben sie sein schwaches Kinn an und warfen ihm vor, nach Judenart Schätze in ausgefallenen Gefäßen zu verbergen. Dann wollten sie nachsehen, was er in dem Sarg versteckt hatte. Bei den ersten Begegnungen dieser Art fragte sich Salo, ob er dieses Ansinnen prinzipiell ablehnen sollte, selbst wenn er sich dadurch in Gefahr brachte. Denn war es nicht eine Entweihung, wenn er diesen Quälgeistern erlaubte, den Inhalt des Schreins zu begaffen? Da die Betreuung des rebbe jedoch erforderte, dass Salo am Leben blieb, ließ er sich letztlich dazu herbei, den Deckel anzuheben (die Soldaten hätten es sowieso getan), und danach verebbten alle Fragen. Bestürzt bohrten die Kosaken ihren Rössern die Sporen in die bebenden Flanken und galoppierten in einem Sprühregen aus Schlamm davon. Nach einer Weile machten Soldaten und Bauern einen weiten Bogen um den Jüngling mit seiner seltsamen Fracht. Dies schrieb Salo der beunruhigenden Wirkung des steifen Heiligen auf die gojim zu, die sich anscheinend in der ganzen Gegend herumgesprochen hatte.

Er war überzeugt, dass Rabbi Elieser ben Zephir auf ihn achtgeben würde, solange er selbst auf den zadik achtgab. Doch fürs Erste musste er hungern, obwohl gelegentlich eine

mitfühlende Baba Jaga aus ihrer Hütte trippelte, um ihm einen schalen pirog oder eine mehlige Kartoffel zu schenken. Davon ernährte er sich tagelang und hob die Reste unter dem Sackleinen in dem gekühlten Sarg auf, um sie einigermaßen frisch zu halten. Schwindlig vor Hunger geriet Salo manchmal ins Tagträumen. Der Fluss, über den er soeben befördert worden war (als Gegenleistung las er dem analphabetischen Fährmann laut aus der Heiligen Schrift vor), war der verlorene Sambation, an dessen anderem Ufer das Land der unsterblichen rothaarigen Juden begann. Oder war er völlig von der kartografierten Welt abgetrieben und hatte die Grenze zur sitra achra, zum Reich der Dämonen, überschritten, das außerhalb der Gerichtsbarkeit Gottes lag? Doch auch wenn er sich ihnen hingab, erkannte Salo in diesen Vorstellungen bloße Schatten toter Fantasien, den letzten Nachhall des schussligen Bengels, der er noch vor Kurzem gewesen war. Außerdem schmolz ihm mit jeder weiteren verpassten Mahlzeit mehr von seinem restlichen Kindheitsspeck von den Knochen, und obwohl ihm keine Spiegel zur Verfügung standen, konnte Salo spüren, dass er sich in jemand anders verwandelte: Er war ein junger Mann, der eine heilige Bürde durch eine bedrohliche Winterlandschaft trug, der Held seiner eigenen Geschichte, der nicht mehr darauf angewiesen war, sich mit Aberglauben und Ammenmärchen zu belasten.

In der dritten Woche nach dem Aufbruch aus seinem heimatlichen schtetl stieß Salo auf einen gedrungenen Bauern im Schafpelz, der auf der Straße dahinschlurfte und ein Seil festhielt, das ihm über die Schulter hing. Am anderen Ende des Seils war eine Schlinge, in der der Hals einer Frau steckte. Ihre Nase ragte aus den Falten eines zerlumpten Schals, und auch sonst war sie anhand ihrer ausgemergelten Züge leicht als leidende Jüdin zu erkennen. Salos erster Impuls war, dem

Bauern respektvoll zuzunicken und an ihm vorbeizuziehen. Die Reise hatte ihren Tribut gefordert: Das Pfeifen seines leeren Magens wetteiferte mit den Darmwinden seiner klapprigen Mähre, und seine Füße schmerzten, als würde er über Glasscherben trampeln; ganz zu schweigen von der gnadenlosen Kälte, die sein Gehirn gefrieren ließ. Doch einem stärkeren Drang als dem der Selbsterhaltung folgend, sprach Salo den Mann in einem gebrochenen Polnisch an, das er seit seiner Geburt gehört hatte. Fast hätte er seine eigene Stimme nicht wiedererkannt.

»Woß hoßt du da, mein Freund?«

»Bist du blind, mein Freund?« Ohne mit seiner Feindseligkeit hinter dem Berg zu halten, setzte der Bauer seinen Weg fort.

Daraufhin fasste Salo nach Bat-Schevas Zügel, um sie zum Stehen zu bringen, und erkundigte sich in einem möglichst diplomatischen Tonfall: »Entschuldige, aber hot dich noch niemand gefragt, ob du überhaupt hoßt ein Recht auf die Frau?«

Jäh erstarrte der Bauer und drehte sich um, das Gesicht so dunkel wie eine violette Zwiebel. »Ich hab sie im Dorf Plok gefunden«, bellte er. »Sie gehört mir.«

»Streitet doß ja auch niemand ab«, meinte der junge Mann versöhnlich, um dann sanft hinzuzufügen: »Aber verzeihst du, ist sie denn kein Mensch?«

Der Bauer fixierte Salo wie einen Schwachkopf. »Dass sie keine Ziege ist, weiß ich.«

Grinsend entschied sich Salo für ein anderes Vorgehen. Er räusperte sich und nahm eine Haltung ein, die ihm besonders geschäftsmäßig erschien. »Und woß du willst für sie?«

Der Bauer spitzte die Ohren. »Seit wann ist sie zu verkaufen?«

Mit einem betont kaufmännischen Achselzucken erwiderte Salo: »Ist alles zu verkaufen, mein Freund.«

Nachdenklich legte der Bauer die teigige Stirn in Falten; diese Sprache verstand er. »Für fünfzehn Zloty gehört sie dir«, sagte er schließlich.

Das war ein astronomischer Betrag, was dem Bauern natürlich bewusst war, doch Salo ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er saugte an einem Zahn und musterte die Frau von oben bis unten, wie um ihren Wert zu taxieren. Überrascht stellte er fest, dass die spindeldürre Gestalt und das mürrische, trotz ihrer Not wütende Gesicht ein sanft pochendes Verlangen in ihm auslösten. Das war eine völlig neue Empfindung für ihn, und erschauernd wie die gezupfte Saite einer Fiedel staunte Salo über die Vielfalt an Leidenschaften, die die weite Welt zu bieten hatte. Er wandte den Kopf ab, um einen imaginären Tabakpriem auszuspucken.

Inzwischen hatte der Bauer begonnen, den verwitterten Sarg auf dem Karren zu beäugen. Salo folgte seinem Blick und ahnte bereits, was als Nächstes folgen würde: Der Mann würde sehen wollen, was in dem Kasten verborgen war, Salo würde der Bitte nachkommen, um die weiteren Verhandlungen zu erleichtern, woraufhin sich der Bauer prompt bekreuzigen und mit seiner Gefangenen das Weite suchen würde.

Um dieser Eventualität vorzubeugen, plärrte der junge Mann: »Sag ich dir woß«, und schlug ihm ein schlichtes Tauschgeschäft vor. »Diesen edlen Vollblutgaul gegen deinen verschlissenen alten Drachen. Woß du meinst dazu?«

Der Bauer wurde auf dem falschen Fuß erwischt. Zuerst fixierte er Salo argwöhnisch, dann schwenkte er den Kopf von der Mähre zu der Frau und wieder zurück, offenkundig hin und her gerissen zwischen der Kühnheit dieses Angebots

und einem unwiderstehlichen Pferdehändlerinstinkt. »Wer ist da verschlissener?«, wollte er wissen.

»Na, schaust du selbst.« Salo fand allmählich seinen Rhythmus. »Woß du willst von der noch holen raus? Ein paar Monate, höchstens ein Jahr noch, dann sie ist erledigt, und du schaufelst ihr Grab. Der Gaul aber, wird er dich wahrscheinlich überleben.«

Der Bauer war fassungslos. »Die Mähre ist klappriger als der Drachen! Die ist doch reif für die Leimfabrik.« Er setzte ein verständnisheischendes Grinsen auf. »Außerdem sind Frauen besser zum Ficken.«

Salo ließ sich nicht anmerken, dass ihm diese Wendung des Gesprächs nicht behagte. »Spinnst du? Zerbrechen die Knochen der Alten doch wie Streichhölzer, während du von dem Gaul kannst erwarten jedes Jahr ein frisches Fohlen.« Er war sich selbst nicht ganz klar, wen er sich als Vater dieser Fohlen vorstellte.

»Ich soll spinnen?« Der Bauer wollte seinen Ohren nicht trauen.

»Genau«, setzte Salo nach. »Würdest du dich begnügen mit einem kurzen Moment der Leidenschaft mit einem beschmutzten Weib, dem man anriecht die Blattern« – er war sich bewusst, dass die gefesselte Frau vor Zorn kochte –, »wenn du könntest genießen jahrelang Wohlstand, woß dir nur kann bieten ein Zugpferd?«

Erstaunlicherweise geriet der Bauer allmählich ins Wanken. Allerdings verhärtete er sich wieder, als Salo ein wenig zu dick auftrug und von Bat-Schevas reinrassigem Stammbaum schwadronierte. Doch nachdem der Bursche seinen Ton wieder gemäßigt hatte, schlug der jokl mit widerstrebendem Gehabe in den Handel ein und übergab die Leine im Austausch gegen die Zügel der abgeschirrten Mähre. Aber als das Geschäft unter

Dach und Fach war, setzte der Bauer eine hämische Miene auf. »Dich wär ich los«, sagte er zu der Frau, um zu zeigen, dass er Salo hereingelegt hatte: Der Nichtjude hatte den Juden überlistet. Als Salo sah, wie der Mann die dürrbeinige Schindmähre seines Vaters wegführte und diese den Schwanz hob wie einen Putzlumpen, um einen Klumpen in den Morast fallen zu lassen, tat ihm das Tier leid. Ihr stand kein glückliches Schicksal bevor. Doch das Leben war zwar hart, hielt aber auch unerwartete Geschenke bereit. Erfreut über den Handel, den er trotz der Reaktion des Bauern als erfolgreich bewertete, wandte sich der junge Mann seinem Gewinn zu.

Sie spuckte ihn an, dann schleuderte sie ihm einen Strom gehässiger Verwünschungen entgegen. »Schtik drek! Grober jung! Pisch ich in die Milch fun deiner Mutter!«

Aber Salo, der sich daranmachte, die straff gespannte Schlinge von ihrem Hals zu lösen, nahm es ihr nicht übel. Wenn überhaupt, spürte er eine Sehnsucht nach den Flüchen, mit denen ihn sein Vater zu überschütten pflegte.

»A finzter, mögen deine Hoden bald läuten deine Totenglocke!«

Während sie weiter Gift und Galle spie, nahm sie, ohne sich zu erkundigen, was in dem Sarg war, das Geschirr auf und half Salo, den Karren über den zerfurchten Weg zu ziehen. Im Namen ihrer ermordeten Familie und ihrer selbst beschimpfte Bascha Pua Bendit Bankdrücker ihren Retter wie auch den Gott Abrahams wegen seiner unhöflichen Behandlung jüdischer Töchter. Sie bejammerte ihre verlorene Mitgift – die aus mehreren Zinnlöffeln, einer Milchkuh und einem Eliasstuhl bestanden hatte – und schmähte die Welt, die sie um ihr Recht geprellt hatte. Während er sich an der Musik ihrer spitzen Zunge erfreute, fragte sich Salo, wie sie wohl mit ein paar Pfunden mehr aussehen mochte, vermutete jedoch, dass ihre

Knochen nie viel Fleisch anlegen würden. Aber auch wenn dieser Vettel noch so viel Essig durch die Adern rann, auch wenn sie mindestens zehn Jahre älter war als er, sie war trotzdem eine Frau, und da ihm weiblicher Umgang völlig fremd war, war Salo sehr aufgeregt, und seine Einsamkeit verflog.

Obgleich erwärmt von ihrer Litanei von Klagen, wagte es der junge Mann, sie mit schüchterner Förmlichkeit zu unterbrechen. »Mit allem gebotenen Respekt möchte ich vorschlagen, dass wir heiraten anstandshalber so bald wie möglich.«

Bascha Pua fauchte über die Demütigung, gegen ein Pferd eingetauscht worden zu sein, und über all die zukünftigen Kränkungen, die sie in seiner erbärmlichen Gesellschaft gewiss zu gewärtigen hatte, doch sie ließ sich ungnädig herbei, Salos Antrag anzunehmen.

Unter dem zerlumpten Baldachin von Salos Gebetsmantel wurden sie am Straßenrand von einem verarmten galizischen Rabbi vermählt. Dieser durfte dafür einen Blick auf das Boibiczer Wunder werfen, über das ihm im Zuge seiner Reisen Gerüchte zu Ohren gekommen waren. Er hatte gehört, dass das Wunder in einen riesigen blauen Saphir eingeschlossen war, und zeigte sich entsprechend enttäuscht. Den Trauzeugen machte der tölpelhafte Sohn des Rabbis, und da es an einem Kelch fehlte, mussten sie sich mit dem silbernen Fingerhut von Salos Mutter behelfen, den der Bräutigam mit dem Absatz in den spröden Schlamm trat. In den Nächten schliefen die Frischverheirateten, wo immer sie einen Platz fanden: auf dem splitterigen Boden eines verlassenen Zollhauses, zwischen den Dachsparren einer Sägemühle mit einem eingefrorenen Wasserrad und einmal, als sie zwischen zwei schtetlech gestrandet waren, sogar im offenen Karren neben dem kalten Sarg, wo sie sich verzweifelt aneinanderklammerten, um sich

ein wenig zu wärmen. Und obwohl Salo von seiner zanksüchtigen Gattin unaufhörlich gescholten wurde – »Stößt du mich von einer Erniedrigung in die nächste!« –, war sie schwanger, als sie in Lodz eintrafen.

Die Stadt, die er unter solch großen Mühen erreicht hatte, hatte für Salo eine goldene Aura angenommen. Doch das überfüllte jüdische Viertel namens Balut war keineswegs von Heiligen bevölkert, sondern von Lumpensammlern, Leierkastenmännern, professionellen Krüppeln, Prostituierten und Dieben, ganz zu schweigen von den Legionen von Geschundenen, die in den Seidenspinnereien und Färbereien an den Ufern des schwefeligen Flusses Warthe schufteten. Der Rauch aus den Fabriken hing als malvenfarbenes Miasma über der Stadt und ballte sich in den gewundenen Gassen des Balut, dessen Bewohner den hartnäckigen Gestank in den Falten ihrer Kleider trugen. Wie sich entrollende menschliche Spulen zogen die arbeitenden Kinder Fäden für die Seidenraupenzucht nach Hause, und aus ihren Taschen quollen Raupen, die in den Dachböden ihrer heruntergekommenen Quartiere fantastische Jakobsleitern spannen. In den Arkadenstraßen dampfte ein Morast aus Pferdeexkrementen und dem Blut geschlachteter Tiere, die in Schaufenstern hingen oder zerteilt und ausgebreitet in Verkaufsbuden lagen. Doch mochte das Getto noch so sehr einer übelriechenden Jauchegrube ähneln, Salo Frostbissen, der innerlich jubelte über die dort herrschende Karnevalsatmosphäre, hätte man nicht davon überzeugen können – eine Haltung, die seine Frau nur noch mehr in Harnisch brachte.

Es beeindruckte sie auch nicht, dass Salos Ruf ihrer Ankunft im jüdischen Viertel vorausgeeilt war, wo sich sogleich hoffnungsfroh eine Schar frommer Seelen um den pferdelosen Karren scharte. Mit ihren Gebetsmänteln berührten sie

den Kasten des rebbe und küssten sie anschließend, als wäre der Sarg ein tragbarer Schrein. Sie erklärten es für ein Wunder, dass der Rabbi die Reise unversehrt überstanden hatte – der Beweis für die Kräfte, über die der zadik selbst noch im Schlummer verfügte. Bascha Pua, die ihren Mann auf der gesamten Fahrt wegen der Nutzlosigkeit dieser Last in den Ohren gelegen und sich darüber beschwert hatte, dass sie obendrein noch beim Transport hatte mithelfen müssen, weigerte sich nach wie vor standhaft, in den Sarg zu schauen. Aufgrund ihrer praktischen Denkweise fand sie es jedoch durchaus angemessen, dass jene, die einen Blick riskieren wollten, für diese besondere Ehre ein kleines Scherflein entrichten sollten. Doch Salo hatte sich von seinem Heldenempfang ein wenig den Stoppelkopf verdrehen lassen, und obwohl er fürchtete, dass eine übermäßige Zurschaustellung Elieser ben Zephirs Heiligkeit vermindern könnte, zeigte er den rebbe jedem, der darum bat.

Auch so blieben die Dividenden nicht aus: Salman Pisgat, der Besitzer des mit Türmchen bewehrten Eishauses in der Franciszkanskastraße (neben dem Josls Eisgrotte nur ein Loch in einem Berg war) bat um die Ehre, das Boibiczer Wunder im Schoß seines Unternehmens beherbergen zu dürfen. Zugleich versprachen die wohltätigen Mitglieder des Flüchtlingshilfevereins, den Neuvermählten ein »gemütliches kleines Nest« zu beschaffen. Eine Weile hatte es den Anschein, als sollte das Ehepaar als Honoratioren und als Stolz des Gettos behandelt werden, und Salo, an dem noch der schmuz der Straße klebte, sonnte sich in seinem triumphalen Einzug in Lodz, der das märchenhafte Ende eines großen Abenteuers darstellte. Doch da seine Ankunft die Armut des Viertels in keiner Weise linderte und sich die Aufmerksamkeit der Bewohner wieder ihren täglichen Nöten zuwandte, waren der

Sohn von König Cholera und sein gefrorener zadik schon bald vergessen. Salos Ruhm überlebte nicht einmal seine erste Woche in der Stadt.

Sie bezogen ein billiges Quartier in der Zabludevestraße, eine fensterlose Kellerwohnung, die Salo lobte, weil sie im Vergleich mit der Grotte seines Vaters gut abschnitt (allerdings war es nicht weniger feucht und kalt), und die seine Frau zu Recht als entsetzlich enge Höhle verfluchte. Und auch Salman Pisgats Dankbarkeit für die mizwe, den gefrorenen rebbe aufbewahren zu dürfen, war nur von kurzer Dauer. Er bot Salo eine Stellung als Nachtwächter an, allerdings unter der Bedingung, dass ein Teil seines Wochenlohns als Gebühr für die Einlagerung des Rabbis einbehalten wurde. Dass Salo bereitwillig in diesen Pachtvertrag einwilligte, dass er den Eisblock mit dem Heiligen nicht einfach in den Fluss warf, um ihn endlich loszuwerden, waren Vergehen, die Bascha Pua auf die immer länger werdende Liste der Schandtaten ihres Mannes setzte.

Salo selbst war ein wenig enttäuscht, dass sein Ruhm so schnell vergangen war, doch er schalt sich für seine Eitelkeit. Und nachdem er mehrere Nächte mit seiner Sturmlampe die Schatten in Pisgats Eishaus vertrieben hatte und unter den glasigen Blicken toter Ochsen, Lachse und Hasen zwischen den Kristallpalisaden umhergestreift war, fand er sich wieder mit dem Gedanken an die niemals endende Inkubation des alten Elieser ab. Zufrieden verbrachte er die Zeit zwischen den Rundgängen durch das hyperboräische Gelände wachend als Hüter des Heiligen und war bereit, bis zum Einfrieren der Hölle darauf zu warten, dass der rebbe aus seiner Eislarve schlüpfte.

Was scherte es ihn, wenn das Getto ein Pestloch war, wo er und seine pferdegesichtige Frau keine zwei groschnß besaßen,

wo sie sich von schlaffen, in heißem Wasser schwimmenden Kohlblättern ernährten und sich in einem Hofabort erleichterten, dessen Gestank einem die Tränen in die Augen trieb? Nach Salos Ansicht war das Balut mit seiner rastlosen Betriebsamkeit ein Elixier für alle, die dort hausten. Und war ihm nicht überdies das Beste zweier Welten beschieden? Bei Tag war er ein solider Haushaltsvorstand, der zusammen mit seiner schwangeren Frau das Gebot der Ehe und der Vermehrung befolgte; und bei Nacht zog er sich vom Gewimmel der Straße zurück und war der einsame Wächter einer Legende, deren Glanz immer heller erstrahlte, je mehr sie in Vergessenheit geriet.

Bascha Pua hingegen wetterte mit jedem Atemzug gegen ihr Los und fluchte auf den leicht zu beeindruckenden Geist ihres Gatten, obwohl auch sie von der ausgelassenen Atmosphäre im Getto befeuert wurde. Trotz ihrer Enttäuschung vom Leben, die sie sowohl Gott als auch Salo unablässig vorhielt, war sie auch eine geschäftstüchtige Frau. Als Salos Ruhm verflogen war, hatte sie aus dem Nichts zwei Rüben und Eier hergezaubert, die sie auf dem Markt in der Franciszkanskastraße feilbot. Dort stritt sie sich mit anderen Weibern um die begehrtesten Plätze und verkaufte ihre Ware zum Preis von zwei weiteren Rüben und Eiern. Dann kam ein Tag, an dem sie ein Ei mit Gewinn veräußerte und diesen zur Erweiterung des Warenbestands nutzte. Durch kluges Anlegen ihres Ertrags in Erzeugnisse, die die Bauern von ihren übervollen Wagen en gros verkauften, konnte sie schließlich ein bescheidenes Handkarrenunternehmen begründen. Sie handelte mit Gemüse und Eiern, die ihr Mann über Nacht im Eishaus einlagerte, um ihre Frische zu bewahren. Schon nach wenigen Wochen war ihr Stand ein gut gehendes Geschäft. Voller Bewunderung für den Fleiß seiner aufbrausenden Gattin half ihr Salo

HEYNE

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Steve Stern

Der gefrorene Rabbi
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 496 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40937-8

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2012

Eine scharfsinnige Gesellschaftssatire, eine skurrile Zeitreise und ein spannender Familienroman

Beim Durchwühlen der Gefriertruhe seiner Eltern stößt Bernie Karp zufällig auf einen Eisblock, in dem ein bärtiger alter Mann eingefroren ist. Ein Rabbi, wie sich herausstellt, der in der Familie als eine Art Talisman von Generation zu Generation weitergereicht wird. Bei einem Stromausfall taut der Rabbi auf und erwacht zu neuem Leben – und Bernie findet nach und nach heraus, wie er von einem galizischen Schtetl des 19. Jahrhunderts in eine Gefriertruhe im Memphis der Gegenwart geraten ist.

Der Titel im Katalog